

Peter Schulz-Hageleit

Unser „Dämon“ als „wahres Selbst“

*Max Webers Vorstoß ins Psychohistorische
und*

seine Ankunft in der Psychoanalyse von Donald Winnicott

Am Ende seines Vortrages über den *Beruf zur Wissenschaft*, den er kurze Zeit nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages hielt, empfahl Max Weber (1864-1920) seinen Zuhörern, sich nicht abgehobenen Wünschen und Visionen hinzugeben (etwa der trügerischen Erwartung einer schnellen nationalen und wirtschaftlichen Wiederaufstiegs), sondern der „Forderung des Tages“ gerecht zu werden, die darin bestehe, dass jeder „den Dämon findet und ihm gehorcht, der *seines* Lebens Fäden hält.“ (Hervorhebung „seines“ im Original)

Das heutzutage metaphorisch und eher abwertend gebrauchte Wort „Dämon“ war bei Weber positiv konnotiert, etwa in der Bedeutung von Geist und Gewissen, hermeneutisch extrapoliert auch im Sinn von „wahrem Selbst“ (Winnicott), das gleich erläutert wird. Weber warnte in seinem Vortrag vor einem sterilen Nationalismus, den Winnicott als Agieren eines kollektiven falschen Selbst diagnostiziert hätte.

Webers Vortrag war eine Aufforderung zum Innehalten und zur Besinnung und in dem Sinn auch ein Vorstoß ins Psychohistorische, ohne dass dieser Sammelbegriff für bestimmte Formen der Auseinandersetzung mit Geschichte zur Anwendung gekommen wäre.

Wir erinnern uns: Deutschland hatte den Krieg verloren. Die von der Obersten Heeresleitung lancierte (→) Dolchstoßlegende kursierte und fand viel Zustimmung, da und insofern die militärische Niederlage schwer zu verkraften war. Der Versailler Vertrag wurde wenige Wochen vor Webers Vortrag unterzeichnet (im Juni 1919) und heizte mit dem Artikel 231 die Stimmung verstärkend an: Dieser Artikel schob Deutschland zwar nicht die alleinige „Schuld“ für den Krieg zu, wie agitatorisch behauptet wurde, machte Deutschland aber „für alle Verluste und Schäden verantwortlich“ und präjudizierte damit eine unnachsichtige Einforderung der Reparationsleistungen.

In dieser Konstellation forderte Weber, auf psychologische Ausweichmanöver zu verzichten und die verbleibenden Kräfte auf die Bewältigung der Tagesaufgaben zu fokussieren. Als Orientierungshilfe in dem Nachkriegsdilemma nannte Weber den russischen Romancier Leo Tolstoj

(1828-1910), der noch im hohen Alter einen Versuch unternommen hatte, aus den erstarrten Verhältnissen seines bisherigen Lebens auszubrechen. (Stefan Zweig [1881-1942] hat diesen Versuch als „Flucht zu Gott“ in einem Drama-Fragment literarisch vergegenwärtigt.)

„Als Daimonion wird in der antiken Literatur eine innere Stimme bezeichnet, die der Überlieferung zufolge dem Philosophen Sokrates warnende Zeichen gab, um ihn vor Fehlentscheidungen abzuhalten. Sokrates hielt den Urheber dieser Zeichen dieser Gottheit für eine Gottheit.“ *Wikipaedia*

Umgangssprachlich (und damit auch ideengeschichtlich verflachend) werden für die innere Stimme des Sokrates verschiedene Wörter verwendet, u.a.: Bauchgefühl, Intuition und Vorahnung. Unserem Gewissen sowie unseren Unbewusstheiten sollte diese umgangssprachliche Vereinfachung psychohistorisch erspart bleiben.

Der „Dämon“, so wie Weber ihn verstand, war nicht nur ein Rückgriff auf ein antikes Bildungsgut, sondern auch ein Vorgriff auf das, was der bekannte Psychoanalytiker und Kinderarzt Donald Winnicott (1896-1971) später das „wahre Selbst“ nannte, das seinen Gegenspieler in einem oft in Erscheinung tretenden „falschen Selbst“ hat. Beobachtungen im Alltag bestätigen diese ambitiöse Terminologie, wir erleben das überall und täglich: geziertes Gebaren, gesellschaftlicher Aktionismus, Partygier, Schauspielerei und nicht zuletzt im Bildungsbürgertum: intellektuelles Bramarbarsieren. Aber wir haben Mühe, Manifestationen des wahren Selbst zu registrieren und kommunikativ zu integrieren, schon weil dieses wahre Selbst sich nicht aufdringlich zur Schau stellt, ja, sich nicht einmal zur Schau stellen *kann*: denn es passt nicht in die kapitalistisch verwüsteten Landschaften, in der die Agitatoren den Ton bestimmen.

Eine Patientin sei, berichtet Winnicott (S. 193), nach einer langen Analyse am Anfang ihres Lebens angelangt. „Sie hat keine wirkliche Erfahrung, sie hat keine Vergangenheit. Sie beginnt mit fünfzig Jahren vergeudetem Lebens, aber sie fühlt sich endlich real, und darum will sie nun leben.“ Falsches Selbst in extremer Formation steht synonym für Verfall und Tod (Tod in einem geistig-spirituellen Sinn).

Falsches und wahres Selbst sind aber, das ist in psychohistorischer Perspektive ergänzend zu betonen, keine ein für alle Male gesicherten mentalen Formate, sondern wachsende oder aber schwindende Größen der emotionalen Entwicklung. Sie koexistieren in verschiedenen Schichten der

Persönlichkeit und sind in dieser Formation auf vielfältige Weise gefährdet (u.a. durch Identitätsdiffusionen), aber auch zum Wachstum bereit und fähig.

*„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst.“*

Mit diesen Worten will Gott, der Herr, Goethes Faust vorbeugend in Schutz nehmen und rechtfertigen (→ *Prolog im Himmel*). Doch „der dunkle Drang“ eines „guten“ Menschen im Sinne Goethes ist etwas anderes als der „Dämon“ des Sokrates, auf den Max Weber verwies. Der Dämon, an den Weber im Geist von Sokrates appelliert, ist weder ein böser noch ein guter Geist, er entzieht sich der schnellen, performativen Einteilung in „gut“ oder „böse“ und ist eben deswegen in die Ahnengalerie der Psychohistorie aufzunehmen.

Unser „Dämon“ als „wahres Selbst“ war eine im Lesen des Weber-Textes individuell introspektive Einsicht, die ins historisch-gesellschaftliche Kollektive verlängert werden müsste. Im individuell therapeutischen Ziel der Genese und Sicherung eines „wahren Selbst“ steckt die weiterführende Frage, ob und inwiefern dieses „wahre Selbst“ auch in der ersten Person Plural in Aussicht genommen werden kann, ohne damit in neuen doktrinären Illusionen zu versinken.

Max Weber ist ein Wegbereiter psychohistorischen Denkens, wie es Peter Loewenberg (geb. 1933) konzipiert hat. Loewenbergs Verknüpfung von geschichtswissenschaftlich-historischem und psychoanalytischem Denken und Forschen bestätigt grosso modo den hier entworfenen ideographischen Grundlinien.

(geschrieben in Zeiten des eskalierenden Ukraine-Krieges, Februar 2023)

Literatur

Beland, Hermann: Unaushaltbarkeit. Psychoanalytische Aufsätze II zu Theorie, Klinik und Gesellschaft (hier eine Abhandlung über „die politische Funktion der sophokleischen Tragödien“ mit der Forderung nach einer „genetischen Psychohistorie“). Psychosozial-Verlag, Gießen 2011.

Frenken, Ralph: „Da fing ich an zu erinnern...“ Die Psychohistorie der Eltern-Kind-Beziehung in den frühesten deutschen Autobiographien (1200-1700). Psychosozial-Verlag, Gießen 2003.

Goethe, Johann Wolfgang: Faust. Der Tragödie erster und zweiter Teil / Urfaust (hrsg. von Erich Trunz). Beck, München 2018.

Loewenberg, Peter: Decoding the Past. The Psychohistorical Approach (1983). Mit einer Einleitung neu herausgegeben bei Routledge, New York 2017.

Weber, Max: Soziologie – Weltgeschichtliche Analysen – Politik (hier: Vom inneren Beruf zur Wissenschaft). Alfred Kröner Verlag, Stuttgart 1956.

Winnicott, Donald: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Psychosozial-Verlag, Gießen 2020 (3. Auflage).

Zweig, Stefan: Gesammelte Werke (hier u.a. *Sternstunden der Menschheit*). Anaconda, Köln 2014.